

Die Wasserträger Gottes

[Zablotow]

»Zablotow, so hiess dieser kleine Ort, der hunderten anderen Städtchen ähnlich war, in denen bis 1942 die jüdische Bevölkerung Galiziens, Russisch-Polens, Litauens, Weissrusslands und der Ukraine auf engem Raum zusammengepfercht lebte. Zablotow – schon der Name ist unangenehm. Er spielt auf den lehmigen Boden, auf die ungepflasterten Strassen an, in denen man zu versinken drohte, sobald die unaufhörlichen Herbstregen sie aufgeweicht hatten. Die dreitausend Einwohner waren zu neunzig Prozent Juden: Handwerker viel mehr, als man je brauchen konnte, Händler mehr als Käufer – Händler ohne Kapital, welche die Waren, die sie anboten, zumeist selbst noch nicht bezahlt hatten. [...] Die Zablotower waren wie die Bewohner der anderen Städtchen »Luftmenschen« oder »Luftexistenzen« wie sie sich selber gerne nannten – mit jener Selbstironie, auf die sie schwerer verzichten hätten können als auf ihre klägliche Nahrung. [...] Es gab Männer, die fasteten nicht nur an den zahlreichen Fasttagen, sondern überdies jeden Montag und Donnerstag, damit auch die Kinder oder die Enkel etwas mehr zu essen hätten. Von dem für den Sabbath gebackenen, geflochtenen Weissbrot verzehrte man nur so viel als notwendig war, um die vorgesehenen Segenssprüche zu rechtfertigen, den Rest aber bewahrte man während der Woche auf – für den Fall, dass einer krank würde. Bis spät in den kalten Herbst gingen die Kinder barfuss; im Winter mussten häufig ein oder zwei Paar Stiefel für die ganze Familie reichen. Man heizte mit der billigsten Braunkohle, aber auch für sie reichte das Geld nicht. Reichen musste es jedoch in jeder Familie für eines: für den Lohn des Lehrers. Vom dritten Lebensjahr an mussten die Kinder, die Buben, nicht die Mädchen, in den Cheder, die Schule, in der man hebräisch lesen, beten und schliesslich die Bibel übersetzen lernte.

[...]

Ja, es war eine bis zur Absurdität masslose, groteske Armut, jedoch keine Armseligkeit, weil die Zablotower nicht nur etwa glaubten, sondern wussten, dass ihr Zustand nur provisorisch war und sich bald ändern würde, auch wenn die Not schon Jahrzehnte, wenn nicht gar Jahrhunderte dauerte [...]. Gott, ihr Gott natürlich, griff stets ein. Spät, sehr spät, aber nie zu spät. Darüber hinaus konnte man jederzeit mit der Ankunft des Messias, also mit der endgültigen Erlösung rechnen.

[...]

In all seiner Misere war das jüdische Städtchen eine kleine Civitas Dei – geistig und geistlich erstaunlich, in mancher Hinsicht um Jahrhunderte zurückgeblieben, nicht selten abstossend, aber dennoch bewundernswert, weil das Leben dieser Menschen täglich, ja stündlich und bis in die letzte Einzelheit durch ihre wahrhaft beispiellose Treue zu einem unablässig fordernden Glauben bestimmt wurde.«

[Reb Boruch]

»An manchen Freitagabenden erschien, stets unangemeldet, der Grossvater meines Vaters. Als ich ihn kannte, war er bereits über achtzig; ein langer, weisser Bart bedeckte seine Brust; wenn er im Gespräch den Kopf zurückwarf, erblickte man eine schneeweisse oder dunkle seidene Schnur an seinem Kragen. Seine Augen waren jung geblieben – furchterregend, wenn er böse oder auch nur mit irgendeiner Meinung nicht einverstanden war. Sonst aber war sein Blick aufmerksam, ja kindlich neugierig. [...]

Er verbrachte sein Leben mit »Lernen«, dem Studium der heiligen Bücher und ihrer Kommentare; auch deshalb zog er sich von der Welt zurück. In frühester Morgenstunde lief er aus dem Haus, um ein kaltes Tauchbad zu nehmen. Er lief, denn er hatte keine Zeit. Dem Arzt, der dem Greis nahelegte, seinen Eifer zu mässigen, erklärte er: »Ich habe keine Minute zu verlieren, denn erst jetzt beginne ich, wirklich zu verstehen. Jetzt erst offenbart sich mir, was allein das Wesentliche ist.«

Ja, Reb Boruch lief, weil das Studium ihm keinen freien Augenblick liess, aber auch weil er den Menschen ausweichen wollte. Er vertrug die Banalität nicht und nicht die Alltäglichkeit. Er ging fast nie ins Bethaus, sondern verrichtete seine Gebete im Studierzimmer. Manchmal, bei Anbruch des Abends, mochte es geschehen, dass er im weissen Kittel das Haus verliess und zu dem Hügel eilte, von dem aus er Ausschau hielt nach dem Messias; dieser musste zwar nicht gerade zu dieser Stunde kommen, aber es gab keinen Augenblick, in dem er nicht hätte kommen können.«

[der Wasserträger]

»Es gab kein Gas, keine Elektrizität und keine Kanalisation im Städtchen, und es gab natürlich auch keine Wasserleitung in den Häusern, sondern einige wenige Brunnen, aus denen man das Wasser schöpfte. Wasserträger brachten es jenen, die es bezahlen konnten, ins Haus, wo man es in grossen Fässern bewahrte; die Armen mussten sich das Wasser selber holen.

[...]

Ich denke an den grossen kräftigen Mann, der zu allen Jahreszeiten das Wasser ins Haus brachte. Jedes Mal zwei volle Eimer, die er an einer langen Stange wie an einem Joche auf den Achseln trug. Auf dem Weg zum Brunnen ging er aufrecht, den Kopf hoch erhoben, doch waren Nacken und Rücken tief gebeugt, wenn er schwer beladen vom Brunnen kam.

[...]

Seinen Namen habe ich vergessen, auch seine Gesichtszüge sind mir undeutlich geworden, aber seine Bedeutung für die Wahl des Weges, den ich einschlagen sollte, habe ich nie verkannt: Da erscheint er in seinem Bauernpelz, mit seiner riesigen Schaffellmütze auf dem Kopf. Er kommt langsam vorwärts auf dem vereisten Pfad, der zum Hinterhaus führt, in dem die Wassertonnen stehen. Ihm zieht ein weiss-grauer Dunst voraus, den der schwer atmende Mann aushaucht. Nun ist er angekommen, bleibt stehen und führt einen merkwürdigen Tanz

auf, um den rechten Eimer auf den Boden zu stellen und dann blitzschnell mit beiden Händen das Joch aufzufangen, um den zweiten Eimer zu fassen, ehe er umkippt.

[...]

Wir sassen in den warmen, oft überheizten Stuben; manchmal erblickten wir ihn durch die vereisten Fenster wie einen schwankenden riesigen Schatten. Ich meinte, der Mann, der solche Arbeit verrichtete, müsste damit so viel Geld verdienen, dass er vielleicht schon der reichste Mann des Städtchens sein könnte. Wenn aber dem so war, warum bleib er nicht im Warmen, in der Nähe eines hohen Kachelofens, und warum verrichtete er die so schwere Arbeit bis spät in die Nacht? Diese Frage stellte ich laut bei Tisch – wir hatten wie so oft Gäste im Haus – und löste damit ein helles Gelächter aus. Die Äusserung des Vierjährigen wurde schnell kolportiert als ein Beispiel von kindlicher Klugheit, nicht von Altklugheit.

Man belehrte mich, dass die Arbeit des Wasserträgers zwar schwer war, aber so einfach, dass ein jeder, der nichts Rechtes gelernt hätte, ihn ohne weiteres ersetzen könnte. Deshalb musste der Mann vom frühen Morgen bis in die Nacht das Wasser schleppen, nur um sein tägliches Auskommen zu finden. Es schien allen gerecht, ja selbstverständlich zu sein, ich aber fand mich auf der Seite der Wasserträger. Ich bin es geblieben.«